

# az LIMMATTAL

STADT UND KANTON ZÜRICH



Das Institut für medizinische Genetik der Universität Zürich ist kürzlich in den Schlieremer Bio-Technopark gezogen.

ZVG

## Stadt will kein Mitteilungsblatt lancieren

**Dietikon** Der Dietiker Stadtrat erachtet die Publikation eines stadt-eigenen Mitteilungsblatts als «wenig realistisch». Dies schreibt er in der Antwort auf eine Interpellation von Erich Burri. Der SVP-Gemeinderat hatte wissen wollen, ob ein solches Blatt realisierbar wäre. Burri hatte sich vorgestellt, dass der Stadtrat auch die amtlichen Mitteilungen im eigenen Blatt statt in der Limmattaler Zeitung publizieren könnte. Heute, so Burri, sei er «fast verpflichtet», die Limmattaler Zeitung zu lesen, obwohl er mit der Berichterstattung nicht glücklich sei.

In seiner Antwort weist der Stadtrat darauf hin, dass die Aufgaben eines stadt-eigenen Mitteilungsblattes und einer Zeitung nicht deckungsgleich seien. Während ein stadt-eigenes Blatt publikationspflichtige Beschlüsse und Nachrichten über die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt verbreite, gehe es bei einer Zeitung darum, unabhängig über Aktuelles zu berichten und vertiefte Hintergrundinformationen zu vermitteln.

### Kosten «in keinem Verhältnis»

Obwohl der Stadtrat einräumt, dass ein stadt-eigenes Mitteilungsblatt «gewisse Synergien nutzen» könnte, stellt für ihn die Umsetzung und die Frage nach der Häufigkeit der Publikation ein Hindernis dar, wie er schreibt. So benutze zum Beispiel die Stadt Freiburg, auf die Burri verweist, ihr monatlich erscheinendes Mitteilungsblatt als weitere Dienstleistung für die Bewohner und nicht anstelle eines amtlichen Publikationsorgans. In Dietikon würde dieses Vorgehen zu erhöhtem Personalaufwand und zusätzlichen Ausgaben führen, so der Stadtrat.

Daneben würden aber noch weitere Gründe gegen Burris Idee sprechen, heisst es in der Antwort. Um den Ansprüchen eines amtlichen Publikationsorgans gerecht zu werden, müsste das Mitteilungsblatt wohl wöchentlich erscheinen, was mit «erheblichen Kosten» verbunden wäre, die in «keinem vertretbaren Verhältnis» zur derzeitigen Lösung stünden. «Sollten dabei auch noch druckreife Berichterstattungen aus dem Gemeinde- wie Stadtrat eingeflochten werden, so würde dies», schreibt der Stadtrat, «die personellen und finanziellen Möglichkeiten der Stadt Dietikon übersteigen.»

### Stadtmagazin wäre teurer

Heute bezahle die Stadt für amtliche und offizielle Informationen in der Limmattaler Zeitung und im kantonalen Amtsblatt grob gerechnet wohl etwa 63 000 Franken pro Jahr, schreibt der Stadtrat. Die Kosten für das zweimal jährlich erscheinende Stadtmagazin belaufen sich pro Ausgabe auf etwa 20 000 Franken. Heute übernimmt die Limmattaler Zeitung die Inserate-Akquisition, das Layout und die Verteilung der rund 12 000 Exemplare. Müsste die Stadt dies selber machen, könnte das Magazin «keineswegs zu diesen günstigen Konditionen herausgegeben werden», schreibt der Stadtrat: Allein die Versandkosten würden nahezu die Hälfte der heutigen Kosten einnehmen.

Der Stadtrat weist weiter darauf hin, dass das Gemeindegesetz den Gemeinden das Publikationsorgan zwar «nicht direkt» vorschreibe, dieses aber zur Kommunikation geeignet sein und der Adressatenkreis optimal erreicht werden müsse. Die Limmattaler Zeitung erfülle diese Voraussetzungen. (BHI)

# Sie entschlüsseln den Bausatz «Mensch»

**Schlieren** Das Institut für medizinische Genetik ist in den Bio-Technopark gezogen – ein Augenschein

VON FLORIAN NIEDERMANN

Wer in den zweiten Stock der Wagistrasse 12 in Schlieren gebeten wird, hat zuvor wohl schon so manche Sorgenfalte auf Gesichtern von Ärzten gesehen: Ins Institut für medizinische Genetik der Universität Zürich überweisen Ärzte Patienten, deren Krankheitsbilder mit den üblichen Untersuchungen nicht erklärt werden konnten. Hier wird ihr Erbgut analysiert und auf Gene untersucht, die für ihre Symptome verantwortlich sind. Insgesamt bilden rund 21 000 Gene eine vollständige DNA – einen «Bausatz» für einen einzelnen Menschen. Bei rund 4600 davon weiss man heute, für welche Körperfunktionen sie zuständig sind.

Anfang Jahr wurde das Institut für medizinische Genetik zusammen mit dem Institut für Medizinische Molekulargenetik, der Abteilung Psychiatrische Forschung sowie den Forschungsbereichen für Innere Medizin, Kardiologie und Neurologie des Universitätsspitals im Bio-Technopark wiedereröffnet. Davor war es in einem ETH-Gebäude in Schwerzenbach eingemietet. «Wir brauchten mehr Platz und die ETH wollte die Räumlichkeiten selbst nutzen», sagt Anita Rauch, die Direktorin des Instituts. Eigentlich hätte die medizinische Genetik ins Zentrum der Stadt Zürich verlegt werden sollen. Bis dort aber das Hauptgebäude des Universitätsspitals umgebaut ist, fand man im Bio-Technopark Unterschlupf. «Es ist eine weitere Zwischenlösung. Aber ich gehe davon aus, dass ich bis zu meinem Ruhestand hier arbeiten werde», sagt die 46-Jährige und lacht.

### Krankheiten werden greifbarer

Als das Gespräch sich der medizinischen Genetik zuwendet, wird klar, dass Rauch bestimmt nicht zum ersten Mal einem Laien ihre komplexe Arbeitswelt erklärt: Sie beschränkt



Zwei zentrale Aufgaben: Erbgut analysieren und Gene entschlüsseln.

sich dabei auf ein Minimum an Fremdwörtern, illustriert Untersuchungsmethoden mit Beispielen und sucht wenn möglich nach Vergleichen.

Was nützt es den Patienten, zu wissen, welches Gen nun für ihre Krankheit verantwortlich ist? «Das Schlimmste ist für die meisten, im Unklaren darüber zu sein, woran sie leiden. Eine Krankheit, deren Wurzel wir hier ermitteln können, wird greifbar und dadurch berechenbar», sagt Rauch. Wichtig sei eine DNA-Analyse auch bei familiären Tendenzen zu einem bestimmten Krankheitsbild, erklärt sie. Wird die Veranlagung bei einem noch nicht erkrankten Familienangehörigen festgestellt, so kann dem etwa mit frühzeitigen gezielten Kontrollen Rechnung getragen werden. Nach Möglichkeiten, das fehlerhafte Genmaterial mittels sogenannter Gen-

Therapien zu verändern, wird zwar geforscht – allerdings für die meisten Erkrankungen noch ohne durchschlagenden Erfolg. Bei einem Rundgang durch die Labors stösst man in einem Raum voller elektronischer Gerätschaften auf Mitarbeiter, die damit beschäftigt sind, durchsichtige Flüssigkeiten in kleine Ampullen abzufüllen. Anschliessend mischen sie den Inhalt in einer kleinen Tischzentrifuge. «Hier werden DNA-Stränge aus menschlichen Zellen für die Analyse aufbereitet», erklärt Rauch. Neben der Abklärung von genetischen Krankheitsursachen und Veranlagungen bei Patienten besteht der zweite wichtige Auftrag des Instituts

in der Entschlüsselung der verbleibenden über 15 000 Gene, denen noch keine medizinische Funktion zugeordnet werden konnte. Dies geschieht, indem das Genmaterial einer an einer Erbkrankheit leidenden Person mit dem gesunder Menschen verglichen wird. Mögliche neue Krankheitsgene und Mutationen werden anschliessend anonymisiert in eine internationale Datenbank eingespeist, wodurch sie auch andere Institute und Forschungszentren für ihre Studien nutzen können.

### Mittel sind begrenzt

In den letzten Jahren habe die Forschung bei der Funktionszuordnung bei den Genen grosse Fortschritte gemacht, sagt Rauch. Sie geht aber davon aus, dass sich diese Entwicklung nun etwas verlangsamt: «Für die häufigsten Erbkrankheiten konnten die verantwortlichen Gene gefunden werden. Nun sucht man nach solchen für seltenere und komplexe Krankheiten. Dafür besteht aus erkennbarem Grund aber wenig Vergleichs-Erbmaterial», so Rauch. Dennoch sei davon auszugehen, dass die menschlichen Gene in fünf bis zehn Jahren entschlüsselt sein werden.

Wäre es also nicht sinnvoll, aktiv nach Freiwilligen zu suchen, die ihr Erbgut analysieren lassen und es für Forschungszwecke zur Verfügung stellen? «Nein», sagt Rauch, «die Analyseverfahren sind sehr teuer und unsere Mittel begrenzt. Lohnen würde sich eine solche Kampagne nur bei Freiwilligen mit bestimmten Erkrankungen.»

Und wie steht es um das Erbgutmaterial bei der Institutsdirektorin selbst: Hat sie es analysieren lassen? Rauch antwortet mit einem Kopfschütteln: «Wenn man als Forscher seine eigenen Daten analysiert, ist die Gefahr zu gross, dass man etwas Unklares findet, über das man sich unnötig Sorgen macht.»

## «Das Schlimmste ist für viele, im Unklaren darüber zu sein, woran sie leiden.»

**Anita Rauch** Institut für medizinische Genetik

